

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 7

Artikel: Anton Christoffel
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aus. Seine Wangen blühten, heiß vom Schlaf,
über dem weißen Nachthemd.

„Adieu! Adieu! Komm' gesund wieder! Und
schreib' mir auch mal!“

Er rief es sehr vergnügt und nickte herunter;
und hinter ihm hob sich, freundlich lachend, das
runde, gesund-weiß und rote Gesicht der Cilla.

(Fortsetzung folgt.)

Bald.

Es währt noch eine kurze Weile,
Daß du durch diese Straße gehst,
Sinauf, herab die lange Zeile,
Und manchmal grüßend stille stehst.

Bald wird der ein' und andere sagen:
Den Alten sehen wir nicht mehr,
Er ging an kalt und warmen Tagen
Doch hier sein Stündchen hin und her.

Es sei! Des Lebens volle Schalen
Hab' ich geneigt an meinen Mund,
Und auch des Lebens ganze Qualen
Hab' ich geschmeckt bis auf den Grund.

Gefan ist manches, was ich sollte,
Nicht spurlos laß ich meine Bahn;
Doch manches, was ich sollt' und wollte,
Wie manches ist noch ungetan!

Wohl sinkt sie immer noch zu frühe
Serab, die wohlbekannte Nacht,
Doch wer mit aller Sorg' und Mühe
Hat je sein Tagewerk vollbracht!

Schau um dich! Sieh die hellen Blicke,
Der Wangen jugendfrisches Blut,
Und sage dir: In jede Lücke
Ergießt sich junge Lebensflut.

Es ist gesorgt, brauchst nicht zu sorgen;
Mach Platz, die Menschheit stirbt nicht aus,
Sie feiert ewig neue Morgen,
Du steige fest ins dunkle Haus.

Friedrich Theodor Vischer.

Anton Christoffel.

Von Ernst Eschmann.

Am 7. Oktober 1931 feierte der Engadiner Maler Anton Christoffel seinen 60. Geburtstag. In ungebrochener Frische widmet er sich auch heute noch seiner Kunst. Am besten und schönsten bewies das die Ausstellung von 14 Aquarellen, die vom 15. Oktober ab im Kunsthaus in einem besondern Raume zu sehen waren. Seinen Bildern begegnen wir manchmal in seinem Heimatkanton Bünden. Öffentliche Institute sind es, die sich seiner frohen Farben gerne bedienen, wie die rhätischen Bahnen. Es ist ihm ein Herzensbedürfnis, die Schönheit seiner heimischen Berge immer wieder mit seinem Pinsel zu feiern. Die silbernen Gletscher des Piz Palü, der Bernina, die stillen, grünen Triften der Alpweiden, die den bezaubernden Doppelblick gewähren hinauf nach der Ewigschneeregion, hinunter in die Täler mit ihren rauschenden Wassern, die Idylle bescheidener Bergdörferchen, originelle Winkel und Häuser voll kulturhistorischer Details, das ist die Welt, die Christoffel auf seinen Bildern wiederaufleben läßt.

Aber, wie er nicht immer in seinem Heimattal, im Unterengadin, geblieben ist, so hat auch seine Kunst die Wanderung mitgemacht. Schon früh ist er in Zürich sesshaft geworden. Da hat er sich gar bald der Landschaft des Zürichsees, des Unterlandes gewidmet. Neue Reize hat er ihr abgewonnen und sein Auge geschärft für die bunten Wiesen, für die blühenden Bäume im Frühling, für die glitzernden Wasser der Seen, für die lohenden Farben des Herbstes wie für den kurzweiligen Wechsel der Tönungen allerwärts in allen Jahreszeiten.

Kein Jahr ist jedoch vergangen, da er nicht einen längeren Aufenthalt in seinen Bündner Bergen machte, in Scans, wo seine Wiege stand. Seine engere Heimat hat ihm ihr Gepräge aufgedrückt. Das sonore Romantsch ist seine Muttersprache. Ohne den festen Rückhalt des Unterengadins käm' er sich draußen in der Welt wie enturzelt vor. Die starke Entwicklung des Heimatgefühls macht einen hervorragenden Zug seines Wesens wie seiner Malerpersönlichkeit aus. Um dieser Erdverbundenheit

willen wird er just von den andern Freunden, deren Wurzeln auch so gut und fest im Heimatboden treiben, geschätzt und geliebt. Solche Naturen haben gar nicht das Bedürfnis, Bürger der internationalen Welt zu werden. Ein heimeliger Fleck zu Hause ist ihnen lieber als das glänzendste Parkett ausländischer Salons, und schließlich erweist es sich, daß derjenige, der irgendwo seine Anker geworfen hat und seine erspriessliche Tätigkeit entfaltet, von selber immer weitere Kreise um sich zieht und zuletzt auch das Interesse des Auslandes erobert. Bilder Anton Christoffels sind mit allen Winden über die Grenzen gewandert, nach Deutschland, nach Italien, nach Rußland, übers Meer nach England, Amerika und Japan.

Es ist die feine, solide Arbeit, das gesunde künstlerische Können, das alle Werke Christoffels charakterisiert. Er geht von der Zeichnung aus, dann erobert er die Farbe. Im Aquarell entwickelt er eine virtuose Technik. Er kennt seine Kräfte und zerplittert sie nicht auf Gebieten, die ihm weniger zusagen.

So findet auch sein künstlerisches Schaffen verhältnismäßig früh rege Anerkennung. Die internationale Ausstellung in Mailand überreicht ihm 1906 die silberne Medaille, 1914 geht eine Einladung an ihn, sich an der großen Berliner Kunstausstellung zu beteiligen. Von Zeit zu Zeit begegnen wir ihm in den Ausstellungen im Zürcher Kunsthaus, in Chur und St. Moritz wie an den schweizerisch-nationalen Kunstausstellungen. Die Großzahl seiner Bilder befindet sich in zürcherischem und bündnerischem Privatbesitz.

Beim Abschluß eines Jahrzehnts und namentlich, wenn es das sechste ist, schaut man gerne einen Augenblick zurück. Man geht die Wege noch einmal, die zurückgelegt worden sind und hält an bedeutungsvollen Stationen ein Weilschen inne. Anton Christoffel fühlte sich von



A. Christoffel, Zürich: Selbstbildnis.

jung auf zur Kunst, zur Malerei, hingezogen. Es fiel ihm nicht leicht, seine Eltern von der Neigung zu überzeugen, die immer gebieterischer sich in ihm regte. Aber es war ihm beschieden, trotz mancher Schwierigkeiten, die Richtung von allem Anfang an einzuschlagen, die ihn das angeborene Talent wies. 1887 bezog er die Kunstgewerbeschule in Zürich. In drei Jahren eignete er sich das handwerkliche Rüstzeug an, das aller künstlerischen Betätigung Voraussetzung ist. 1890 zieht er an die Ecole des Arts décoratifs nach Paris. Dann folgte München. Bis 1892 studierte er an der Technischen Hochschule der bayerischen Kunststadt. Bald war er



A. Christoffel, Zürich: Frauenbildnis.

so weit, um als Assistent für Ornament und Figurenzeichnen an der Kunstgewerbeschule in Zürich Unterricht zu erteilen. Der Wunsch nach freier künstlerischer Betätigung wurde in ihm reger und reger. Es zieht ihn hinauf in seine heimatlichen Berge nach Scans. Da wächst er zum Engadiner Aquarellisten heran. Ein paar wenige Reisen führen ihn ins Ausland. 1904 besucht er die Bretagne, 1912 Italien. Die Aufenthalte bereichern ihn wohl, vermögen ihm aber nicht solche Impulse zu geben, daß sein bisheriges Schaffen neue Bahnen einschlägt.

Noch mehr und intensiver versenkt er sich in das Studium der Motive, die ihn schon längst beschäftigt haben.

Die Landschaft stand immer im Vordergrund. Daneben aber vernachlässigte er das Figürliche nicht. Hier tat ihm stets die gute, zeichnerische Ausbildung treffliche Dienste. Anton Christoffel ist ein feiner Beobachter. Er versteht es, das Charakteristische eines Kopfes scharf zu erfassen und getreulich wiederzugeben.

Eine Reihe wertvoller Bleistiftzeichnungen wirkt da sehr aufschlußreich. Wiederum geht er von seiner nächsten Umgebung aus. Prägnante Bündner Köpfe, ein Jäger, Dorfmusikanten, ein Advokat, ein Metzgermeister, eine Frau aus dem Volke, dann Menschen, die ihm da und dort nahe traten, hält er mit seinem Stifte fest. Es ist aber nicht nur die große Ähnlichkeit, die er mit so wenig Mitteln herausbringt. Ganz unwillkürlich fängt er auch das Persönliche, das Seelische ein. Seine Leute sprechen, wir sehen gleichsam in sie hinein. Wir nehmen sofort Stellung zu ihnen. Ganz besonders möchten wir auf die Zeichnung hinweisen, in der Christoffel sein eigen-

es Bild skizziert hat. Es ist der fröhliche, gellige Draufgänger, wie er leibt und lebt.

Gilt es, einen Eindruck von seinen Aquarellen zu vermitteln, müssen wir sie in ihren Farben sehen. Wie Feuerwerk blüht es aus den Bildern. Das blendende Weiß des Bergschnees, das flirrende Blau des reinen Engadinerhimmels begegnen einander immer wieder. Diese Helligkeit und festliche Sonne wächst aus seiner eigenen Natur. Man muß ihn gesehen, man muß ihn gehört haben, wenn er sein romanisches Engadiner Liedchen singt, wie sein Auge leuch-

tet, wie seine Bewegungen lebhafter werden, wie er sich ganz fühlt als ein Kind seiner Heimat.

Mensch und Landschaft stellt er gesondert dar. Er verbindet sie nicht in gemeinsamer Komposition. Er bleibt auch stets auf dem Boden der Wirklichkeit. Freilich umgibt er sie mit dem Zauber seiner Kunst und holt Stimmungen heraus, die haften bleiben, die in ihrem Winterschlaf träumende Natur, in der Abendsonne prangende Berge (im Val Bondasca), der rauschende Inn, Föhnlage bei Scanzs.

Anton Christoffel ist kein Grübler. Sein Werk ist gesund und frisch. Darum hat es auch so gute Wirkung. Es richtet auf, es erfreut. Es gibt uns keine Rätsel auf. Da guckt die Ehrlichkeit einer Persönlichkeit heraus. Sie will nicht blenden, sie ist bescheiden, sie begnügt sich mit kleinen Formaten.

Ein jugendlicher Zug ist der Kunst Anton Christoffels eigen. Das lebensbejahende Wesen schlägt auf den Beschauer über. In solcher Atmosphäre befinden wir uns wohl. Eine Zeit, die so geladen ist mit Spannungen und Dunkelheiten wie die unsrige, hat solche Naturen doppelt notwendig.

Möge es dem Maler vergönnt sein, noch lange in der gleichen Rüstigkeit und mit dem alten Lebensmut weiter zu arbeiten! Dann wird er uns noch viel Schönes spenden. Die Bündner dürfen ihm doppelt dankbar sein. Sie haben nicht viele Künstler, die wie er werben für die Schönheit ihrer Heimat. Doch auch die andern, die Schweizer in allen Kantonen, dürfen sich um ihn scharen und ihm sagen, daß sie seinen Bildern stets gerne begegnen. Denn ein Leuchten wie Sonntag geht von ihnen aus.

Meinetwegen.

Meinetwegen, mag's denn scheinen,
meinetwegen Winter sein!

Meinetwegen! immer wieder
sing ich meine Frühlingslieder!

Immer wieder wird es Mai!
Winter ging noch stets vorbei,
wird auch jetzt vorüber gehn,
sieh, auf morgen wird es schön!

Irgendwo im Garten kosen —
so als blühten jetzt schon Rosen —
zwei versteckte Vögelein.

Glaub es: bald wird Frühling sein!

Und vom kahlen kosen Baum —
nein, gewiß es ist kein Traum —
tönt ein heimlich froher stiller
erster früher Vogeltriller.

J. Friedli.

Im Hohlweg verschneit.

Eine weihnächtliche Jugenderinnerung von F. Schröngamer-Heimdal.

Der Weihnachtsabend dämmerte schon, und die Mehlkiste in der Kammer war immer noch leer, obwohl der Mühlknecht in der Hungermühle hoch und heilig versprochen hatte, wenigstens das Weißmehl rechtzeitig zum Feste zu liefern. Aber im Winter sind die Waldbäche klein, weil das meiste Wasser in Eis gewandelt ist, und die Mühlknechte haben eine Entschuldigung für ihre Säumigkeit.

„Wovon soll ich morgen kochen, wenn ich kein Weißmehl habe?“ fragte die Mutter vom Herd her. „Eine Weihnacht ohne Mehl...“

„In einer Stunde ist das Mehl da, Mutter. Ich fahre jetzt mit dem Zugschlitten in die Hungermühle und hole es.“

„Du?“

„Ja, ich!“

„Wenn dir aber etwas zustößt in Nacht und Nebel?“

„Was soll mir denn passieren? Es ist ja nicht weit zur Mühle, und es sind immer Leute auf den Wegen in dieser heiligen Nacht.“

Schon schob ich den Schlitten aus dem Schuppen, und dahin ging's über die blachen Schneefilde durch die geisterstille Nacht, der Hungermühle zu. Mit geheimnisvoller Macht zog es mich in die Mühlstube zu dem Mühlknecht Märtl, von dem die Rede ging, daß er zaubern und Geister beschwören könne mit einem schwarzen Büchel, besonders in den weihnächtlichen Rauhnächten.

„Bist da, Bübel?“ fragte mich der graubärtige, mehlüberpuderte Mühlknecht.

„Ist das Weiße fertig? Mutter hat morgen nichts zum Kochen...“